61. Jahrgang **Nr. 242** **September 2019**

**Mitteilungsblatt der Bundesheimatgruppe
des Kreises Namslau/Schlesien
einschließlich des Reichthaler Ländchens
NAMSLAUER HEIMATFREUNDE e.V.
Sitz: E u s k i r c h e n**

www.namslau-schlesien.de

„Namslauer helfen Namslauern“

Weihnachtsaktion 2019 bittet um Ihre Unterstützung

„Man muss das Gute tun, damit es in der Welt sei.“

Marie Freifrau von Ebner-Eschenbach

Heimat zwischen Deutschland, Polen und Europa

Buchbesprechung von Otto Weiß

Ich möchte heute auf einen zeitgenössischen Namslauer aufmerksam machen, der auch Mitglied unseres Heimatvereins ist. Es ist Prof. Dr. Joachim Kuropka, Jahrgang 1941. Seit 1982 war er Professor für Neueste Geschichte an der Universität Vechta, später, im Studienjahr 2013/14 wirkte er als Gastprofessor an der Universität Lodz, nun schon im aktiven Ruhestand. Die Vertreibung aus Namslau hatte ihn in die Oldenburger Gegend, heute ein Teil Niedersachsens, verschlagen, wo er sich zu einem aktiven und geachteten Wissenschaftler entwickelte.

Viele Veröffentlichungen tragen seinen Namen, auch zwanzig Bücher stammen aus seiner Feder. So widmete er sich beispielsweise den Abstimmungen in einem Teil Schlesiens im Jahre 1921, der Situation in Schlesien in der NS-Zeit, besonders im Jahre 1939 bis zur Vertreibung nach dem Zweiten Weltkrieg. Dabei spielte immer das Verhältnis zu unserem östlichen Nachbarn Polen eine bedeutende Rolle.

Der Hauptgrund meines Artikels ist die jüngste Wortmeldung von Prof. Dr. Kuropka. Es ist das Buch mit dem Titel „Heimat zwischen Deutschland, Polen und Europa“ und dem Untertitel „Historische Blicke, Geschichtserinnerungen, Geschichtserfahrungen“, erschienen im Aschendorff Verlag 2017 in Münster. (ISBN 978-3-402-13272-2).

Ich habe das Buch mit großer Aufmerksamkeit und wachsendem Interesse gelesen und kann es geschichtsinteressierten Heimatfreunden nur empfehlen. Ausgehend von einer umfangreichen Faktenkenntnis werden persönlich gehaltene und dadurch wirkungsvolle Erkenntnisse dargelegt. Immer ist der Heimatvertriebene Joachim Kuropka erkennbar. Auch seine Heimat – das schöne Namslau

– wird deutlich. Stets wird das Verhältnis Deutschlands zu Polen untersucht und das in den verschiedenen Epochen im 19. Jahrhundert, in der Weimarer Republik, in der NS-Zeit, während des 2. Weltkrieges, in der Nachkriegszeit bis heute. Mir war nicht geläufig, dass die unselige Oder-Neisse-Grenze bereits 1939 und früher eine Rolle in den Planungen Polens spielte. Die Rolle der Kirche, besonders der katholischen in den verschiedenen Zeiten, wird untersucht. Die Leistungen der Bischöfe Adolf Kardinal Bertram und August Graf von Galen werden gewürdigt. Ausführlich wird auf die Verfolgung der Juden in der NS-Zeit eingegangen, auf Augenzeugenberichten fußend. An anderer Stelle werden die Begriffe Heimat und Vertreibung an diversen geschichtlichen Beispielen erfasst. Ich verweise auf Darlegungen zum Jugoslawienkrieg und Kosowokonflikt, zum Armenien-Genozid bis zur Erinnerungskultur. Interessant sind auch die erdrückenden Fakten zum Deutschtum im Kreis Namslau in den verschiedenen Zeiten. Der Buchautor hat sehr gründlich die Reaktion der nicht vertriebenen westdeutschen Bevölkerung auf den Zustrom der Flüchtlinge aus den ehemals deutschen Gebieten nach dem Zweiten Weltkrieg analysiert und an Beispielen geschildert.

Der Buchautor bedauert, dass es auf der Ebene der Namslauer Heimatfreunde keine Erforschung der Heimat gibt, z.B. nichts über die NS-Zeit. Er sieht aber selbst Gründe dafür.

Die polnische These von den „wiedergewonnen Gebieten“ wird geprüft. Aufrüttelnd sind die Zitate aus aktuellen polnischen Veröffentlichungen, in denen sich junge polnische Bürger äußern.

Abschließend macht der Buchautor Vorschläge für Gespräche zu deutsch-polnischen Fragen.

Beitrittserklärung

Name: _____ geborene: _____

Vorname: _____ Beruf: _____

geboren am: _____ Geburtsort: _____

letzte Heimatanschrift: _____
(in Kreis oder Stadt Namslau)

jetzige Anschrift: _____
(PLZ) (Ort) (Straße/Hausnummer)

erklärt hiermit seinen/ihren Beitritt zum Verein Namslauer Heimatfreunde e.V.

vom _____ ab und wird einen Jahresbeitrag (mindestens 7,50 EURO)

von EURO _____ auf das folgende Vereinskonto einzahlen:

Kreissparkasse Euskirchen - IBAN = DE83 3825 0110 0002 6135 45; BIC: WELADED1EUS

_____ _____

(Ort und Datum) (Unterschrift)

Inhaltsverzeichnis

Heimat zwischen Deutschland, Polen und Europa 01 - 02

Beitrittserklärung 03

Inhaltsverzeichnis 04

Namslauer helfen Namslauern 05

8. Treffen in Neustadt/Dosse am 28.09.2019 06

Mitgliederversammlung am 28.09.2019 06 – 08

O, du Heimat, lieb und traut 08 – 09

Goldene Jugend in Namslau 10 – 25

Der schlesische Schwan 25 – 28

Bergmannswelt 28 – 30

Erinnerungen an meine Jugend in Schwirz, an Flucht und Vertreibung 31 – 37

Das Tunzebettel 37 – 38

Schlesische Maiandacht in Bonn-Mehlem 39 – 40

Besuch des Deutschlandtreffens der Schlesier 40 – 41

Namslauer helfen Namslauern

Liebe Landsleute,
mit unserer Aktion **„Namslauer helfen Namslauern“** wollen wir auch in diesem Jahr unsere Verbundenheit mit unseren in der Heimat verbliebenen Landsleuten bekunden und dazu beitragen, dass sie ihren Kindern und Enkelkindern eine kleine Freude bereiten können.

Unserer Unterstützung bedürfen aber vor allem unsere älteren und kranken Landsleute, denn nicht alle Medikamente werden von den Krankenkassen bezahlt.

Wir bitten Sie deshalb herzlich um ein kleines Schärflein, wohl wissend, dass es nur ein Tropfen auf den heißen Stein sein kann. Helfen Sie bitte mit, dass wir unseren Landsleuten zu Weihnachten eine kleine Freude bereiten.

Benutzen Sie dazu den beiliegenden Überweisungsvordruck oder überweisen Sie auf unser Konto bei der Kreissparkasse Euskirchen – IBAN: DE83 3825 0110 0002 6135 45; BIC: WELADED1EUS – und vermerken Sie „Namslauhilfe 2018“.

Herzlichen Dank im Voraus.

Mit heimatlichen Grüßen

Ihre Hannelore Suntheim

Herzliche Einladung
zum 8. Treffen
der NAMSLAUER HEIMATFREUNDE
in
NEUSTADT/DOSSE

am Samstag, den 28. September 2019
ab 12.00 Uhr

Treffpunkt erneut:
Hotel Ritterhof
Kampehl 25b
16845 Neustadt/Dosse

Anmeldung und Information bei
Edeltrud Hoppe (geb. Gottschalk) Tel. 033971-73216
oder Christa Schwarzenstein (geb.Taube)- Tel. 033970-969937

Einladung
zur Mitgliederversammlung der Namslauer Heimatfreunde e.V.

Liebe Landsleute,
die Mitgliederversammlung des Vereins findet

am Samstag, den 28. September 2019, 13.00 Uhr,

im Hotel Ritterhof, Kampehl 25b, 16845 Neustadt/Dosse statt. Hierzu lade ich mit nachfolgender Tagesordnung herzlich ein:

Tagesordnung

1. Eröffnung und Begrüßung
2. Feststellung der fristgerechten Einladung und der Beschlussfähigkeit
3. Verlesung und Genehmigung der Niederschrift über die Mitgliederversammlung am 30.09.2017
4. Bericht des Vorstandes
5. Kassenbericht
6. Bericht der Kassenprüfer
7. Aussprache zu den Punkten 4 bis 6
8. Entlastung des Vorstandes
9. Nachwahlen zum Vorstand
10. Zukunft des Vereins
11. Anträge
12. Verschiedenes

Zur Tagesordnung gebe ich folgende **Erläuterung:**

Zu TOP 9

Wir suchen dringend Landsleute, die für folgende Vorstandsämter kandidieren möchten: Stellv. Vorsitzende(r), Kassenwart(in), stellv. Kassenwart(in), stellv. Schriftführer. Bitte melden Sie sich beim Schriftführer Wolfgang Giernoth, falls Sie Interesse haben (Tel. 0228–254556).

Zu TOP 10

Angesichts altersbedingt stark schwindender Mitgliederzahlen stellt sich die Frage, wie lange der Verein noch Bestand haben soll. Zudem lastet fast die gesamte Vereinsarbeit auf dem Schriftführer, der altersbedingt auch kürzertreten muss. Wie soll es weitergehen?

Zu TOP 11

Gemäss § 11 der Vereinssatzung sind Anträge zur Mitgliederversammlung acht Tage vor dem Versammlungstermin schriftlich beim Vorstand einzureichen.

Für den Vorstand
gez. Hannelore Suntheim, Stellv. Vorsitzende

O, du Heimat, lieb und traut
von Eduard Bechers

O, du Heimat, lieb und traut,
wonnig dich mein Auge schaut,
Land, wo meine Wiege stand,
froh die Jugend mir entschwand:
da bist du, mein Schlesierland!

Wo die Koppe, hoch und her,
ragt hinein ins Wolkenmeer;
wo die Sage, weltbekannt,
einen Rübezahl erstand:
da bist du, mein Schlesierland!

Wo der Hochwald stolz sein Haupt
mit des Waldes Grün umlaubt,
wo der schwarze Diamant
kommt ans Licht durch Bergmannshand:
da bist du, mein Schlesierland!

Wo des Zobtens mächtger Bau
steigt empor zum Himmelsblau,
und des Wetters Unbestand
weit im Umkreis macht bekannt:
da bist du, mein Schlesierland!

Wo der schlanke Eulenturm
lustig ragend trotzt dem Sturm,
wo durch steile Felsenwand
ihren Lauf die Neiße fand:
da bist du, mein Schlesierland!

Wo die Katzbach schäumend braust,
wo einst Blüchers Heldenfaust,
als der Freiheitskrieg entbrannt,
arge Schmach in Sieg gewandt:
da bist du, mein Schlesierland!

Wo ein Lied gemütvoll klingt,
Wort und Ton zum Herzen dringt,
wo um Seelen sinnverwandt,
leicht sich schlingt der Freundschaft Band:
da bist du, mein Schlesierland!

Ob die Frühlingssonne lacht,
ob die Rosen stehn in Pracht,
ob sich färbt das Laub im Land,
ob dich deckt ein Schneegewand:
du bleibst schön, mein Schlesierland!

Dein gedenke stets ich gern;
ob dir nahe oder fern,
bleibt mein Flehn zu Gott gewandt:
allzeit schirme seine Hand
dich, mein liebes Schlesierland!

aus: Schlesische Nachrichten 2.2019

Goldene Jugend in Namslau

von Albrecht Haselbach (+)

(Fortsetzung aus Namslauer Heimatruf Nr. 241)

Alle vier Jahre im Herbst war Manöver in Namslau. Kein Soldat durfte die Hauptstraße durch die Brauerei passieren, ohne einen kühlen Trunk erhalten zu haben. Darin war mein Vater großartig; hatte es geregnet, so wurden die großen Malzdarren angeheizt, um die Uniformen zu trocknen. Meine Mutter verpflegte Mannschaften und Offiziere bestens. Einmal trat sie allerdings in Fettnäpfchen. Als alles aufgefuttert war, kam eine Regimentskapelle und sollte auch noch verköstigt werden. Meine Mutter, in ihrer Verzweiflung, entsann sich eines noch vorhandenen Prager Schinkens, zu dem sie in aller Eile eine Burgundersauce machte. Die „Blechspucker“ lehnten aber das ungewohnte Gericht ab. Der Kommandierende General, der Herzog von Württemberg, bekam Wind von der Sache, und sie mussten zur Strafe auf freiem Felde zwei Stunden Märsche blasen.

Meine Tante in der Villa lag die Sorge für die Offiziere ab. Einmal war der Generalfeldmarschall Graf von Haeseler bei ihr einquartiert, auch der alte Woyrisch und sein Nachfolger, der Kommandierende General von Pritzelwitz, japanische Offiziere. Und einmal durfte ich, aber ganz geheim, die Fahne des Infanterie-Regiments 63 (Oppeln) sehen. Sie wurde eigens für mich ausgewickelt.

Ich besitze eine Sammlung von Menükarten meiner Mutter; man fasst sich an den Kopf, wie es möglich war, so viel zu essen. Allerdings wurden hinterher fleißig Walzer und Galopp getanzt und allerhand wieder ausgeschwitzt. Meine Eltern gaben jährlich zwei „Gesellschaften“. Eine davon war die sogenannte „seidene“ für die adeligen Dragoneroffiziere. Laut Rangliste der Königlich-Preußischen Armee für 1912 hatte das Dragoner-Regiment König Friedrich III. (2. Schlesisches) Nr. 8 achtundzwanzig aktive Offiziere. Sie waren sämtlich vom Adel, darunter vier Prinzen, fünf Grafen. Chef des Regiments war Ihre Kaiserliche und Königliche Hoheit, die Frau Kronprinzessin. Zu dieser „seidenen“ Gesellschaft gehörten auch der Landrat und einige Rittergutsbesitzer. Dann gab es die „baumwollene“ Gesellschaft für die Honoratioren der Bürgerschaft, den Bürgermeister, die Pastoren, den Geistlichen Rat, den Kaplan, die Ärzte, Rechtsanwälte, Apotheker, bis herab zum Katasterkontrolleur.

Drei Wochen vor Martine kaufte mein Vater regelmäßig etwa 50 Gänse und ließ sie in unserer Ziegelei, wo ein idealer Stall an fließendem Wasser lag, mit Hafer mästen. Dann gingen sie bratfertig in Paketen an die Verwandtschaft; in jedem eine Flasche mit dem Blut; denn dass man „das Geschnörre“ überall in Schwarzsauer machte, war Ehrensache. Am Brustbein der Martinsgans wurde festgestellt, ob der kommende Winter viel Schnee oder viel Eis bringen würde. Der Brauerei war natürlich mehr am Eis gelegen, uns Kindern am Schnee.

Der Kopf der Gans war das Lieblingsstück meines Vaters. Später war er mir vorbehalten. Große Spannung beim Spalten der Schädeldecke, ob Teller und Messer die Operation aushalten würden. Einmal gab's große Enttäuschung: ich fische und fische in der großen Terrine und kann den Kopf nicht finden. „Wo ist das Fräulein?" „Das Fräulein ist in der Ziegelei bei den Gänsen." Der Küchenpudel hatte das Schwarzsauer fertiggemacht und aus unbegreiflichen Gründen den Kopf offenbar nicht in die Suppe getan. Also her mit dem Mädel! Küchenpudel erscheint (bohrt vor Scham, Aufregung und Verlegenheit in der Nase). Ich: „Wo ist der Kopf?" Antwort: „Der Kopf liegt im Schrank." Dies wurde bei uns ein geflügeltes Wort.

Doch zurück zum heiligen Martin. Meist schneite es um den 11. November schon ein wenig, und man sagte: „Der Heilige kommt auf einem Schimmel geritten." Die Lehrer an der sogenannten „Höheren Knabenschule" wurden dann regelmäßig mit einer Gans und einem großen Martinihorn bedacht. Es lag auf dem Katheder. Die Gans aber spazierte mit einem roten Bändchen um die Hals im Klassenzimmer umher. Stammte die Gans aus den Vorräten meines Vaters, sie kostete damals 5 Mark (eine Ente 2,50 Mark), was durch Sammlung unter den Schülern aufgebracht wurde, so durfte ich sie zusammen mit einem Klassenkameraden stolz in die Wohnung des Lehrers tragen.

Es erinnert mich dies an eine Erzählung meines Vaters

von seinem Schulfreund Louis Silbermann, der eine schlechte Arbeit geschrieben hatte und für den nächsten Tag Böses ahnte, war doch der Rohrstock des Lehrers Kalkbrenner gefürchtet. Am nächsten Morgen also bringt der Louis einen Hasen in die Schule, erhebt sich und spricht: „Der Vater schickt einen Hasen, Herr Lehrer.“ Keine halbe Stunde, da klopft’s und herein tritt das Dienstmädel von Silbermanns: „Der Herr lässt fragen, ob der Louis etwa ohne seine Erlaubnis einen Hasen in die Schule mitgenommen hat? Ich soll ihn wieder abholen.“ „Nu, du verdammter Bengel!“, und es folgte die unvermeidliche Überbucke. Man muss aber wissen, dass die Lehrer damals schlecht bezahlt wurden, und dass es üblich war, sie etwas mit Naturalien zu unterstützen.

Essen wurde in jeder Beziehung großgeschrieben. Weihnachten ohne Karpfen in polnischer Soße, die nur mit dem Fischblut, Fischpfefferkuchen und Pastinak richtig schmeckte, war undenkbar; ihm folgten Braunkohl zu weißen Würsten (nicht zu verwechseln mit der bayerischen Weißwurst), der Kohl mit Zucker und Pfeffer angemacht, und als Schluss Mohnklöße. Am ersten Feiertag: Pute á la Haselbach. So stand sie auch bei Hansen auf der Speisekarte. Das Besondere daran war eine Füllung im Kropf aus Mandeln, Rosinen und Zwieback. Am zweiten Feiertag gab’s meist eine Riesen-Kalbskeule und am dritten zur Erholung: Rindfleisch mit Brühkartoffeln. Die Versuchung war aber auch groß. Aus Postelwitz, Kreis Oels, dem Rittergut, das mein Vater für meinen Bruder

gekauft hatte, und wo wir unsere Jagdausbildung erhielten, kam dauernd Wild, aus der Stast schickten die Kaufleute ins Schloss: „Ob die gnädige Frau nich mechte einen sehr scheenen Hammelrücken“ und dergleichen. Mein Vater sagte immer: „Nimm nur, nimm!“

Im Winter kamen die Bauern, eingehüllt in dicke Pelze, in der Regel mit Waschbär- oder Nerzkragen, auf ihren Pferdeschlitten in die Stadt; die Füße staken in geflochtenen Strohschuhen; sie waren also sehr unbeweglich und merkten es nicht, wenn man sich hinten auf die Kufen stellte, „sich aufhuckte“. Dann wurde schnell eine lange, vorn am Rodelschlitten befestigte Schnur um einen Schlittenholm geschlungen, man schwang sich auf den Rodelschlitten und ließ sich in sicherer Entfernung so lange mitziehen, als man wollte. Oder es machte Spaß zu rufen: „Es huckt sich eener“, und sich darüber zu amüsieren, wenn der Angerufene vergeblich mit seiner Peitsche nach hinten fuchelte. Außerdem fuhr man Schlittschuh; nur wenige Kinder besaßen je ein Paar. Manche borgten sich wenigstens einen, mit dem sie „hatscherten“, der kleine Bruder musste sowieso zusehen und frieren. Handschuhe hatte auch nicht jeder. Die Schuhe waren ein Problem. Auf dem Dorfe trugen die Kinder zum Teil noch sogenannte „einbällige“ Schuhe (rechter und linker Schuh von gleicher grader Form). Besondere Schuhe für Schlittschuhe kannte man nicht. Die Schlittschuhe wurden erst auf der Eisbahn angeschnallt, die

Haltevorrichtungen rissen häufig die Absätze ab.

Zum Schlittschuhlaufen eigneten sich der Villateich, der Haselbach-Ziegeleiteich und der Weidebruch; auf dem war sogar manchmal Konzert gegen „Eintritt“. Der Ziegeleiteich wurde von der Brauerei zweimal abgeeist. Mit Paternoster, von einer Lokomotive getrieben, erntete man etwa 200 000 Zentner zur Kühlung des Bieres auf dem Transport und beim Wirt; denn elektrische Kühlschränke gab es nicht, nur Eisschränke in manchen „modernen“ Haushaltungen.

Zum Rodel benutzte man die beiden Schlossbergel, vor an der Straße und im Garten, das Kinzerbergel und das Eierbergel, Überrest der Festungsanlagen. Als wir größer waren, holten wir die Original Norweger Skier meines Vaters vom Speicher, schirrten das Reitpferd meines Onkels davor, und auf ging’s durch die Wälder.

Viel Spaß machten die Böhmaken, drei bis vier Musiker, die umherzogen und in den Höfen lustige Stückel spielten. Die Leiermänner waren auch noch nicht ausgestorben, ihr rührendstes Stück: „Unser Kaiser liebt die Blumen, denn er hat ein zart‘ Gemüt.“

Um uns auf die „Gesellschaften“ vorzubereiten, erhielten wir Tanzstunden durch ein Fräulein von Kornatzki in Contr, Menuett, Polka, Mazurka, Walzer und Galopp. Klavierspielen konnten wir alle, lernten auch gut Französisch bei „Mademoiselles“ aus der Schweiz. Auf den Familienfesten ging’s hoch her; es

wurden von Kusine Käthe Weber gedichtete Stücke aufgeführt, bei Hochzeiten traten mein Bruder und ich als slowakische Topfstricker, als Buam und Derndl in bayrischer Tracht, meine Schwestern als Holländerinnen auf. Wie oft setzte sich mein Vater, in Europa als äußerst tüchtiger Brauer bekannt, als Klavier oder an die Zither. Er war Autodidakt und rief: „Los, Kinder, tanzt!“ Da mir immer bald schwindelig wurde, löste ich ihn ab und hörte nicht so bald auf. Auch zum Dichten hielt uns Vater früh an. Wer die besten Verse, beispielsweise zum Lob der Knoblauchwurst, gemacht hatte, bekam einen Preis. Für unsere Ausbildung in der Kenntnis von Malerei und Architektur, Möbeln und Orientteppichen, Tischdecken, Tischordnung, Baedeker- und Kursbuchlesen, jeder Art von gesellschaftlichem Benimm, Abfassung von Briefen, kurz den sogenannten „guten Ton“, sorgte unsere Mutter. Von ihr lernten wir auch, welche Weine zu welchen Gerichten passen, dass der Rotweinkeller wärmer sein muss als der Weißweinkeller, dass die Flaschen auf Sand gebettet ruhen müssen, der Rotwein vor dem Genuss erst aufwachen muss, alles, wie sich später herausstellte, ziemlich brotlose Künste, während die Kernsprüche meines Vaters, mit denen er uns bedachte, noch heute Geltung haben.

Von 1914 bis 1918 kann ich nichts über Namslau berichten, weil ich die ganze Zeit in Polen und Russland war. Januar 1919 wieder daheim, trat ich in die Firma ein und gab mein Universitätsstudium auf.

Denn nach Versailles mussten wir uns mächtig auf die Hosen setzen, das halbe Absatzgebiet der Brauerei war verloren: Kempen, Schildberg, Lublinitz, Tarnowitz, Ost-Oberschlesien, das Reichthaler Ländchen des Kreises Namslau. Letzteres war auf einen polnischen Herrn Sculz, Freund von Korfanty, deswegen so interessant, weil er eine Staatsdomäne einkassieren wollte, Skorischau, welche der preußische Staat aus Kirchenbesitz 110 Jahre früher geschluckt hatte. Das Land war völlig schlesisch gesinnt und wurde trotzdem ohne vorherige Abstimmung an Polen abgetreten. Der Kreis Namslau war zunächst in drei Teile gegliedert: der westliche Teil blieb bei Schlesien, der nordöstliche musste ohne Abstimmung an Polen abgetreten werden, der südöstliche musste mit Oberschlesien abstimmen. Es stimmten damals 98 Prozent für Deutschland.

Der nordöstliche Teil hätte sich nicht anders abgestimmt. Der Reichthäler Pfarrer Dr. Nieborowski kämpfte vergebens für seinen Sprengel. Unsere eigenen amtlichen Karten, nach den Ergebnissen der Volkszählung von 1910 durch den Berliner Universitätsprofessor Dr. Penck aufgestellt, sprachen sichtlich gegen uns: Jeder rote Punkt auf diesen Karten bedeutete zehn Menschen mit polnischer (wasserpolnischer) Muttersprache, was fälschlicherweise so viel hieß wie „Pole“. Dabei waren diese Leute mindestens zweisprachig oder sie meinten nicht ihre eigene, sondern die Sprache ihrer Mutter, oder man hatte ihnen gar eine solche Antwort geradezu

in den Mund gelegt. Herr Penck sagte: „Tut mir leid, bei der Volkszählung wurde es genauso angegeben, wie ich es gepunktet habe, nämlich 44,4 Prozent polnische Muttersprache.“ Bei einer Probeabstimmung 1919 ergaben sich aber 93 Prozent für Deutschland und nur 7 Prozent unentschieden oder für Polen. Diese Stimmen kamen aus den Gütern Droschkau, Riemberg und Friederikenhof, welche kurz vorher in nationalpolnische Hände gefallen waren. Die Erklärung hierfür ist einfach: die Lehrer, welche die Volkszählung 1910 auf den Dörfern durchführten, bekamen gestaffelt sogenannte „Ostmarkzulagen“, jeder mehr „Polen“ sie in ihrem Bezirk hatten, desto mehr Zulage. Das rächte sich jetzt. Dabei kam es gar nicht auf die Sprache an. Das Kriterium war falsch. Entscheidend bei solchen Abstimmungen ist nicht die Sprache, sondern das wirtschaftliche Interesse des einzelnen. Polnisch zu werden bedeutete für die zum Kreis Namslau gehörenden wohlhabenden Bauern polnische Armut. Korfanty hatte das erkannt, sehr geschickt versprach er jeder Familie eine Kuh, was der Masse der Kleinbauern und Siedler auf den Sandböden, die ja auch jeder eine Stimme hatten, viel wichtiger war, als „deutsche Kultur“.

Trotz Politik und Arbeit, trotz Inflation und Deflation blieb uns Namslauern aber Zeit, Tennis und Billard zu spielen, so wie Abend für Abend den Stammtisch im Bräustübel zu bevölkern, an welchem allerlei Schnurren zum Besten gegeben wurden.

Mein Vater war bis zum siebenten Jahr in Simmenau, Kreis Kreuzburg, aufgewachsen. Großvater war dort Brauereipächter und hatte eine Bauerntochter aus Kreuzburg-Ellguth, Kusine Gustav Freytags, eine geborene Passek, auf der Durchfahrt mit der Post in Namslau kennengelernt und geheiratet. Den Passeks gehörte damals das sogenannte Pietzonkasche Gasthaus mit Ausspannung. Ein Ziegenbock war Vaters ständiger Begleiter in Simmenau. Manchmal, wenn es vor Ziegenduft nicht zum Aushalten war, hieß es: „Paul, geh‘ ‚raus, es kommt Besuch.“ Ständiger Stammtischgast war der alte Bauerngutbesitzer Kalesse aus der deutschen Vorstadt, dem wir mal eine schlesische Zeitung von 1849 hinlegten, worauf er sich entrüstete, dass vom König die Rede sei, während wir doch einen Kaiser hätten. Mit den Fremdwörtern stand er auf Kriegsfuß, sprach immer von den Stadtverordneten „in caprore“ statt „in corpore“ und meinte einmal zu mir vertraulich im Hinblick auf die vielen Probesude, die mein Vater machte, und die der Stammtisch jedesmal begutachten musste: „Dein Vater macht zu viel Exkremente (statt Experimente).

Dann wurde der alte Schmiedemeister Thusa durchgenommen, der das allererste Auto erfunden hatte. Ein Hüne von Statur, machte er seinem Namen Ehre; sein Name heißt auf deutsch „Leibesstärke“. Sicher wusste er das gar nicht. Ein Gemüt hatte er wie ein Kind. Sein Patentwagen bewegte sich weiter, wenn man drinsaß und auf und nieder wippte. Dann schnappte eine Klinke in ein Zahnrad ein und rückte

den Wagen ein Stück weiter. Er probierte das auf dem Obischer „Berge“, der nur 30 m höher liegt als die Stadt, und nahm seinen Schmiedeamboss in den Schoß, um mehr Druck dahinter machen zu könne. Die Namslauer „zogen“ ihn weidlich damit auf. Einmal schickten sie ihm eine schriftliche Aufforderung, er habe aufs Rathaus zu kommen wegen des Zuschlages bei einer Versteigerung; den Zuschlaghammer (das ist der ganz große Schmiedehammer) habe er mitzubringen. Der halbe Ring bog sich vor Lachen, als er mit dem Hammer im Ärmel (denn ganz traute er der Sache doch nicht) aufs Rathaus stolzierte. Als er zurückkam – der Bürgermeister hatte ihm erklärt, es habe sich wohl jemand einen Scherz erlaubt -, war es zu viel, dass ihn der Kaufmann Seiler an der Ecke Ring/Wassergasse fragte: „Na, Thuse, wie war’s mit’m Zuschlag“ „Da hast den Zuschlag“, klebte ihm eine, dass sich der Seiler „im Gerinne sielte“.

Regelmäßiger Stammtischbesucher war der kleine, dicke Justizrat Reinhold, weder rein noch old, der immer neue Witze wusste, mordshässlich, hochintelligent, Junggeselle, Cellospieler – einen Hals hatte er überhaupt nicht. „Er mecht sich schlecht köppe lassen“, meinten die Namslauer. Seine Büroausstattung bestand nur aus dem Strafgesetzbuch und dem BGB, einem Stehpult und einer Streusandbüdise zum Ablöschen, die der Bürovorsteher täglich füllen musste.

Mein Vater erzählte einmal, dass vor dem Jahre 1870

das Brauereibüro auch so ein Einmannbetrieb war, in Gestalt des Buchhalters Niebisch. Und auch der hatte noch Zeit, zwischendurch mit den städtischen Handwerkern in der „Restauration“ nebenan Boulle (Billard mit Kegeln) zu spielen. „Paul“, sagte der Niebisch, „wenn de merkst, dass ich verlier‘, gehst de ‚raus, kommst gleich wieder und sagst: Herr Niebisch, Sie soll’n mal gleich zum Vater ins Comtoir kommen.“ Das Andenken an Niebisch wurde hoch in Ehren gehalten; als die Familiengräber umgebettet wurden, kam Herr Niebisch mit dazu.

Die Brauerei hatte rund 300 Angestellte und Arbeiter, sie bildete einen eigenen Stadtteil und versandte ihre beliebten Biere über die ganze Provinz, vor dem Ersten Weltkrieg auch in die deutschen Kolonien und nach China. Der Geldumsatz betrug von 1914 jährlich etwa 5 Millionen Goldmark, Wir hatten die allerersten Mercedes Lastautos von ganz Schlesien.

Das Verhältnis der Familie Haselbach zu den Arbeitern war recht patriarchalisch. Zu Weihnachten versammelte sich alles in einer großen Maschinenhalle. Mein Vater hielt eine Rede, jeder bekam Stoff zu einem Anzug, ein Geldgeschenk und die üblichen Pfefferkuchen und Mohnstriezel. Den Kindern und Frauen wurde besonders einbeschert, wobei ich immer „Stille Nacht“ begleiten musste.

Dankbar sei der sogenannten dienstbaren Geister gedacht. Meine Mutter hatte stets vier. Eine Köchin

oder Mamsell oder Fräulein (auch da gab's feine Unterschiede, Fräulein nur mit Vornamen oder sogar mit Nachnamen), dann eine „Jungfer" und ein sogenanntes perfektes Stubenmädchen sowie ein jüngeres Mädel, den sogenannten Küchenpudel. Sie gingen an die unverheirateten Brauer weg wie warme Semmeln. Ein Fräulein mit Nachnamen heiratete den Braumeister, Herrn Caesar, der später technischer Direktor einer der größten Brauereien Österreichs wurde. Sie schickt mir noch heute, obwohl hoch in den Achtzigern, zum Geburtstag eine vorzügliche, selbstgebackene Mandel-Schokoladen-Torte. Auch meine Amme Susanna Kunze geborene Polloczek sandte mir regelmäßig zum Geburtstag eine Ansichtskarte.

Solche Grüße kamen in das „Album". Dessen Glanzstück war eine Karte „Aussicht aus dem St.-Gotthard-Tunnel", Dein treuer Onkel Georg Weber (Schwager meines Vaters). Er schickte öfters Karten mit kleinen Gedichten, war überhaupt sehr witzig. Als er einmal die Frau von Korn von der „Schlesischen Zeitung" zu Tisch führte, meinte er: „Ich glaube, Gnädigste, wir sind verwandt." „Aber wieso denn?" meinte die hohe Dame ziemlich von ober herab. „Nun", meinte Onkel Georg, seines Zeichens Generaloberarzt, aber eben nur bürgerlich, „Ihr Herr Gemahl ist docn ein Herr von Korn, und mein Schwiegervater (mein Großvater) ist ein geborener Nordhäuser". – (Für diejenigen, welche diesen Witz nicht verstehen, sei angemerkt, dass Nordhäuser-Kornschnaps vor dem

Ersten Weltkrieg eine besonders gute Marke war.). Er hatte alle Hände voll zu tun, um die wegen dieses Vergleiches mit einem gewöhnlichen Kornschnaps empörte Damen wieder gnädig zu stimmen.

Für die vier ständigen „Dienstboten“ im Haus meiner Mutter wurde Verstärkung aus der Brauerei herangeholt beim Großaufräumen, wenn Wäsche war und zum Fensterputzen. Bei den Festen wurden die beiden herrschaftlichen Kutscher in Livreen und weiße Handschuhe gesteckt und mussten, jeder auf einer anderen Seite des Tisches, helfen präsentieren, das heißt die Braten auf den großen silbernen Schüsseln jedem Gast anbieten, auch uns Kindern; die nachfolgenden Mädchen mit Tänzelschürzchen und weißen Häubchen, schwarzen Kleidern – alles von der Herrschaft geliefert – präsentierten die Saucieren und die Schüsseln mit den Beilagen. Außerdem trat dann noch eine Kochfrau, die berühmte Thomas Emilie, in der Küche auf.

Werktags wollte mein Vater immer schon um sechs Uhr zu Abend essen. Meine Mutter war aber eisern für halb Acht Uhr; Grund: weil die Mädchen nach dem Abendbrot nicht mehr arbeiten. Die Arbeit mit der Nudelkulle war eben zeitraubend, desgleichen das Einpökeln, Geleekochen, Kuchenteigrühren, Plätten (für meinen Vater pro Tag zwei weiße gestärkte Oberhemden und zwei Kragen, Manschetten, ebenfalls gestärkt), Plissee-Blusen fälteln, Sauerkraut bereiten Geflügel rupfen, Staub wischen, Silber und Messer

putzen (Nirosta gab's nicht). Dabei hatten wir schon elektrisches Licht und Zentralheizung, so dass Öfen und Lampen wegfielen. Schließlich mussten meine Schwestern und meine Mutter jeden Tag frisiert werden. Das Parkett wurde auf den Knien mit der Handbürste bearbeitet, die Teppiche mit Sauerkraut. Für die Gärten war der Gärtner mit drei bis vier „Weibern" da, die er im Winter mit Mattenflechten und anderen hochwichtigen Arbeiten „durchhielt". Er hatte auch die Blumen zu gießen und vorher in ein Paar große Filzlatschen zu schlüpfen, wie man sie jetzt noch anbekommt, wenn man ein Königsschloss besichtigt. Ein Chauffeur musste ab 1908 für unser 10/20 Mercedes Landaulet natürlich auch vorhanden sein. Damals waren wir schon in Breslau in Pension und nur in den Ferien zu Hause. Klar, dass wir dann sofort ans Steuer gingen und bei ihm fahren lernten. Die Prüfung für den Führerschein erstreckte sich nur auf die Kenntnisse des 4-Takt-Systems; denn Verkehrsvorschriften für Autos gab es nicht. Wichtig war lediglich, dass man eine große Decke mit hatte, um scheuenden Pferden den Kopf verhüllen zu können.

Ich muss meine Ausführungen aus räumlichen Gründen auf Namslau, und auch hier eigentlich ohne die dreißiger und die folgenden Kriegsjahre, beschränken. Sonst könnte ich noch viel erzählen; durch unsere viel Bierniederlagen und Verleger kam ich ja in ganz Schlesien herum, hatte auch drei weitere Brauereien, nämlich Gottesberg, Freiburg und

Breslau-Grüneiche zu leiten. Unser Bierverleger in Neisse war der Vater des Dichters Max Herrmann-Neisse.

Rückschauend muss man Gott dafür danken, dass die Menschen nicht in die Zukunft sehen können. Auch das Reichthäler Vorkommnis hat die Namslauer nicht klüger gemacht, obwohl wir dadurch nur noch 9 km von der Grenze weg lagen. Auch bei mir hatte „der Kopf im Schrank gelegen“, das heißt, man hatte nicht darüber nachgedacht – bis der Krieg in Russland steckenblieb, in derselben Gegend, die ich 1918 am Don abgeritten hatte. Ich schicke daher nach der verlorenen Schlacht bei Stalingrad wenigstens einige Kisten mit Büchern, Stichen und auch manchem überflüssigen Krimskrams nach Bayern zu bekannten Hopfenbauern. Alles das fand ich später unversehrt vor. Es ist mir heute eine liebe Erinnerung an wahrhaft goldene Jugendzeiten in Namslau.

aus: Namslauer Heimatruf Nr. 193/2007

Der Schlesische Schwan

von Otto Weiß

Im nördlichsten Zipfel des Kreises Namslau, in Droschkau, lebte im 19. Jahrhundert eine deutsche Dichterin, Friederike Kempner. Sie stammte aus einer

begüterten jüdischen Familie. Geboren am 25. August 1828 in Opatow bei Posen, hatte ihr Vater 1844 das Rittergut in Droschkau erworben. Die Mutter erzog Friederike und ihre vier Geschwister selbst. Das Mädchen lernte auch Französisch und die Literatur schätzen und lieben und erfuhr viel über das Judentum. 1864 war das Rittergut Friederikenhof in Droschkau ihr Eigentum. Hier lebte sie bis zu ihrem Tod am 23. Februar 1904. Sie heiratete nie. Ihr Urnengrab befindet sich auf einem jüdischen Friedhof in Breslau.

Friederike Kempner hatte ein erfülltes Leben. Neben schriftstellerischer Arbeit widmete sie sich sozialen Fragen wie der Krankenpflege, setzte sich beispielsweise in Artikeln für eine Reform des Gefängniswesens ein, so gegen eine Einzelhaft. Durch ihre Angst, einmal lebendig begraben zu werden, entstanden verschiedene Beiträge über Leichenhäuser. So auch eine Denkschrift über die Notwendigkeit einer gesetzlichen Einführung von Leichenhäusern 1850 oder 1884 eine Streitschrift über das Recht auf Leben, nicht nur das Recht auf Arbeit. Diese kämpferischen Beiträge fanden Beachtung.

Friederike Kempner schrieb viel, nicht nur Streitschriften, sondern auch etliche Novellen und historische Trauerspiel, die aber wenig aufgeführt, mehr gelesen wurden. Sie verfasste auch viele Gedichte, die zum großen Teil noch erhalten sind und noch heute gedruckt werden. Eine Kostprobe:

„Willst gelangen Du zum Ziele
wohlverdienten Preis gewinnen,
muss der Schweiss herunterrinnen
von der Decke bis zur Diele.“

Dieses und andere Gedichte enthalten eine unfreiwillige Komik. Literaturkritiker ihrer Zeit stürzten sich mit Begeisterung auf diese Form der Poesie und parodierten sie, sehr zum Leidwesen der Betroffenen. Man weiss heute manchmal gar nicht recht, ist es Kempner oder nachgestaltet.

Eine Parodie ist wohl auch
„Wenn der holde Frühling lenzt
und man sich mit Veilchen kränzt,
wenn man sich mit festem Mut
Schnittlach in das Rührei tut,
kreisen durch den Menschen Säfte,
neue ungeahnte Kräfte.
Jegliche Verstopfung weicht.
Alle Herzen werden leicht.
Und das Meine fragt sich still:
Ob mich dies Jahr einer will?“

Hier entstanden auch die Spottnamen “der schlesische Schwan“ oder „die schlesische Nachtigall“.

Friederike Kempners Gedichte, auch ihre Streitschriften, erschienen in hoher Auflage, nicht nur in Schlesien. Sie war in Vieler Munde, auch der bekannte Literaturkritiker Alfred Kerr sowie Berthold

Brecht oder Peter Hacks äußerten sich.
Man würde aber Friederike Kempner unrecht tun, wollte man ihre literarische Arbeit auf einige natürlich zum Schmunzeln anregende Verse reduzieren.

Und heute?
In der Nazizeit waren die Schriften aufgrund der jüdischen Herkunft der Kempner sowieso verpönt. Aber sie werden heute wieder gedruckt, z.B. 2009 Gedichte bei Reclam. Seit 1989 gibt es eine Friederike-Kempner-Gesellschaft, die es sich zur Aufgabe gestellt hat, das literarische Erbe sowie das humanistische Gedankengut der Schriftstellerin zu bewahren. Im Internet finden Sie viel.

Wir Schlesier aus dem Kreis Namslau können eigentlich stolz auf diese Vorfahrin sein.

Bergmannswelt

Bräuche und Sitten der Bergleute

von Damian Spielvogel

Es ist bekannt, dass der Bergmann schon immer gottesfürchtig, religiös und auch standesbewusst war. Am Kirchweihtag und an Fronleichnam hat der Bergmann das Privileg, in seiner Bergmannsuniform mit Schachthut und Federbusch mit drei Kameraden den Baldachin zu tragen, unter dem der Priester mit dem Allerheiligsten geht, gefolgt von einer Abordnung von drei uniformierten Bergleuten mit der örtlichen Bergmannsfahne. Ebenso wird während des

Trauergottesdienstes und der Beerdigung eines verstorbenen Bergmanns von einer Abordnung in Bergmannsuniform mit Schachthut und Federbusch die Bergmannsfahne mitgeführt. Neben dem Fahnenträger gehen zwei ebenfalls uniformierten Bergmänner mit je einer brennenden Grubenlampe.

Vor Schichtbeginn versammeln sich die Bergleute einer Schicht im Zechensaal zur Einfahrt in die Grube. Der diensthabende Steiger verliest die Namen der einfahrenden Bergmänner. Sie nehmen ihren „Helm ab zum Gebet“ und verharren kurze Zeit mit einem stillen Gebet. Danach beginnt die Seilfahrt in die Grube (unter Tag).

Der Bergmann bekommt neben seinem Lohn in jedem Jahr eine bestimmte Menge an Kohlen, die sogenannten Deputatkohlen für seine Wohnraumheizung. Bis um 1930 bekam auch der örtliche Lehrer Deputatkohlen. Seine ihm zustehende Menge richtete sich nach der Anzahl der Bergmannskinder, die an seinem Unterricht teilnahmen.

Früher war es außerdem üblich, dass der Bergmann an Sonn- und Feiertagen und zu besonderen Anlässen seine Bergmütze getragen hat, eine Schirmmütze mit Schlegel und Eisen Emblem: Wer es sich leisten konnte, trug dazu auch eine besondere Bergmannsjacke. Mit diesen äußerlichen Insignien demonstrierte Der Bergmann sein Standesbewusstsein.

Der höchste Feiertag des Bergmanns ist der St. Barbaratag am 4. Dezember. Er beginnt mit dem Kirchgang, der angeführt wird von einer Abordnung in Bergmannsuniform mit Schachthut und Federbusch

und der traditionellen Bergmannsfahrt. Anschließend wird ein Bergfest auf dem Zechengelände gefeiert mit Ansprachen und Jubilarehrungen. Bis um 1910 war es eine alte Tradition, dass hierbei der Bergmann von seinen Vorgesetzten und den Bergbeamten bedient wurde. Zu diesem Fest wurde aus speziell angefertigten Biergläsern mit Bergmannssymbolen getrunken, die jeder Bergmann mit nach Hause nehmen durfte (heute begehrte Sammlerobjekte).

Die letzte Schicht eines Jahres war die Mettenschicht. Die Arbeitsstollen vor Ort wurden weihnachtlich geschmückt und man feierte im Stollen mit Fettschnitte und Glühwein, was sich jeder mitbrachte. Dieser Brauch wurde von der Bergbehörde geduldet, war aber offiziell nicht erlaubt. Der Steiger führte bei dieser letzten Schicht im Jahr keine Kontrolle durch. Dieser Brauch hielt sich bis zum Ende des I. Weltkrieges. Aus Traditionsgründen wird er noch heute jedes Jahr an einem alten Grubenstollenmundloch weiterhin gepflegt.

Im Bergbau bedient man sich bei verschiedenen Tätigkeiten und Begriffen einer eigenen Bergmannssprache. Wer sich auf der Grube um eine Beschäftigung bewirbt, wird nicht eingestellt, sondern angelegt. Zu Beginn einer Beschäftigung auf der Grube fährt der Bergmann an. Falls er aus dem Arbeitsverhältnis ausscheidet, wird er abgelegt. Berge nennt man bei der Kohleförderung alles Gestein außer Kohle. Die Berge werden auf der Bergehalde deponiert. Die Arbeit im Akkord bezeichnet man als Gedinge. Das Endstück eines hölzernen Grubenstempels heißt Mutterklötzchen, weil man es mit nach Hause nehmen durfte. Die Bekleidung, die der Bergmann nur zum Weg von und nach der Grube trägt, nennt er Hin- und Herkleider. Derjenige Bergmann, der vor dem

Eisenbahnbau einen weiten Fußmarsch hatte, wurde als Hartfüßler tituliert. Die Bergmannskuh ist eine Ziege, mit deren Milch die Familie des Bergmannes versorgt wurde.

aus: Schlesische Nachrichten Nr. 11.2018

Untertage: Der Berggeist belehrt einen Knappen

Erinnerungen an meine Jugend in Schwirz, an Flucht und Vertreibung

von Johanna Palluch geb. Sperlich

Im Jahre 1933 wurde ich in Schwirz geboren. Meine Eltern hatten eine kleine Landwirtschaft, mein Vater war zusätzlich als Gemeindearbeiter tätig. Im Haus wohnte auch meine Oma väterlicherseits. Im Jahre 1934 wurde meine Schwester Ruth geboren. Als Nachzügler kam mein Bruder Martin 1939 zur Welt. Unser Grundstück befand sich in der Pußtengasse.
Gegenüber von uns war die Altlutheraner Kirche und die evangelische Schule. Dort wurden meine Schwester und ich eingeschult. Die Schule bestand nur aus einem Raum. Es gab auch einen kleinen Schulgarten. Schwirz hatte außerdem eine katholische Schule mit zwei Räumen. Ende der 30ger Jahre wurden die Konfessionen gemeinsam unterrichtet. In den ersten Jahren lernte ich noch die Sütterlinschrift. Am dem 1. September 1941 durften nur noch lateinische Buchstaben geschrieben werden.

Nach dem Unterricht musste ich als älteste Tochter im Haus, auf dem Hof und auf dem Feld helfen. Das Ackerland pachteten wir von der Gemeinde. Wir hatten als Zugtiere nur Kühe. Somit wurden das Pflügen und Mähen von einem Bauern übernommen. Diese Stunden mussten wir bei ihm abarbeiten.

Als mein Vater zum Militär eingezogen wurde, hatten meine Mutter und Oma die ganze Verantwortung und Last auf ihren Schultern. Wir Kinder mussten nun noch mehr helfen. Das gleiche Schicksal, ohne Vater zurecht zu kommen, hatten zu dieser Zeit viele Kinder. Es wurden immer mehr Männer und später auch Jugendliche zum Militär eingezogen.

Als Ersatz kamen Fremdarbeiter ins Dorf, vorwiegend Franzosen und Polen. Meine Mutter beantragte auch eine Hilfskraft (Franzosen). Er konnte allerding nicht mit den Ackergeräten und dem Viehzeug umgehen. Nachdem ihn eine Kuh auf die Hörner genommen hatte, trennten wir uns von ihm. Nun kam ein anderer Franzose. Er war genau das Gegenteil. Er hatte wirklich Ahnung von der Landwirtschaft und ließ sich von Oma und Mutter nicht viel sagen. Wir hatten in unserem Haus wenig Platz, somit wurde unser Franzose mit weitern Fremdarbeitern in der Gaststätte Pospich zwangseinquartiert. Er war eine große Hilfe für Mutter und Oma. Er musste auch die Stunden, die wir bei dem Bauern zu leisten hatten, übernehmen.

Wir Schwestern hatten nun mehr Zeit, uns um unseren kleinen Bruder zu kümmern. Gleichzeitig konnten wir mit anderen Kindern spielen. Autoverkehr in unserer Gasse war gleich Null. Den Pferde- und Kuhgespannen konnte man rechtzeitig ausweichen.

Ich erinnere mich, dass wir in der Schule darauf hingewiesen wurden, Meldung zu machen, wenn sich die Angehörigen Zuhause in Wasserpolnisch unterhielten.
Ob deswegen jemand angezeigt wurde, kann ich nicht sagen. Meine Oma und Oma Vieweger sprachen gerne wasserpolnisch miteinander. Es ging ihnen locker von der Zunge. Von de altansässigen Bewohnern sprachen bzw. verstanden viele diesen schlesischen Dialekt.

Es kamen immer mehr Meldungen von gefallenen Schwirzer Männern. 1943 bekam auch meine Mutter die Nachricht, ihr Mann, mein Vater, ist auf der Krim gefallen und dort beerdigt. Ich kann mich nicht erinnern, wie ich reagiert habe. Im Jahre 1944 kam ein ganzer Trupp verwundeter Soldaten nach Schwirz. Sie wurden in der evangelischen Schule einquartiert. Somit wurden wir in der Sakristei der Altlutherischen Kirche in zwei Schichten unterrichtet. Die Situation wurde immer prekärer, aber Panik kam im Dorf nicht auf. Erst als die ersten Flüchtlingstrecks auf dem Weg zur Oder durch die Ortschaft fuhren, wurden die Leute unruhig.

Am 19. Januar 1945 wurde des nachts in Schwirz losmarschiert. Das erste Ziel war, über die Oder zu kommen. Wir hatten kein Pferdegespann und mit den Kühen zu trecken, da wären wir nie angekommen. Wir kamen auf den Pferdewagen der Familie Pietsch unter. Der Wagen war bereits gummibereift und ließ sich somit leichter ziehen. Die Fleischers Frau Pohl gab Wurst, Speck usw. mit als Wegzehrung.

Als wir auf dem Weg zur Oder waren, fuhren die Mädels von Sobannia noch einmal zurück nach Schwirz. Es dauerte nicht lange, da holten sie unseren Treck wieder ein mit der Meldung: Schwirz brennt! In

Ohlau wurde eine Nacht gerastet, dann ging es weiter Richtung Riesengebirge. Unterwegs tauchte mein Onkel mit einem Auto auf. Wir verabschiedeten uns von Familie Pietsch und fuhren mit meinem Onkel nach Waldenburg. Wie lange wir dort blieben, weiß ich nicht mehr. In Waldenburg trafen wir Familie Krex aus Schwirz. Sie nahmen uns auf ihrem Wagen mit bis nach Luditz. Dort wurden wir in einem Hotel einquartiert. Im Hotel wurden Tische zusammengeschoben und schon war alles für die Nacht hergerichtet. Dort blieben wir nur kurz. Es ging weiter nach Aussig. Wir kamen in der Schule bei einem Lehrerehepaar unter. In der Schule waren auch die beiden Hagemann-Familien aus Schwirz untergekommen. Sie hatten jeweils Kinder. Die Männer hatten sich bereits auf den Rückweg nach Schwirz gemacht, um die Frühjahrsbestellung vorzunehmen.

Nach dem Zusammenbruch mussten wir die Tschechei verlassen. Mit dem Zug ging es bis zur Grenze. Von dort zu Fuß weiter an Dresden vorbei Richtung Heimat. Meine Oma und meine Mutter wollten unbedingt zurück. Mit uns zogen die beiden Hagemann-Familien. Unterwege gabelten wir einen kleinen Handwagen auf. Dort wurde mein Bruder hineingesetzt, wenn er nicht mehr laufen konnte. Die Russen, denen wir unterwegs begegneten, taten uns nichts. Sie sahen wohl, dass es bei uns nichts zu holen gab. Übernachtet wurde in Feldscheunen oder schlicht und einfach unter freiem Himmel. Von was ernährten wir uns? Teilweise gab es noch Kartoffelmieten, dort versorgten wir uns. Alles war irgendwie essbar war, wurde gegessen. Von Breslau sahen wir noch Qualm Wolken aufsteigen. Erleichterung trat ein, als wir endlich die Oder überquert hatten. Nun war es nicht mehr weit bis nach Hause. Oma wurde immer

schneller und aufgeregter. Sie wollte nicht mehr rasten, sondern nur noch ins Dorf zurück. Das schönste war die Vorfreude. Doch um so grösser war die Enttäuschung, als wir in Schwirz eintrafen. Ein Teil der Häuser war abgebrannt. Unser Grundstück in der Pustengasse war komplett niedergebrannt. Die verwesten Kadaver der Kühe hingen noch an den Ketten. Meine Mutter und Oma waren bis ins tiefste Innere verzweifelt. Was nun? Aufgeben gibt es nicht, schließlich waren wir drei Kinder zu versorgen! Mutter kümmerte sich um eine Unterkunft. Wir zogen in das Kellnerhaus an der Hauptstraße. Dort waren schon mehrere Schwirzer untergekommen. Stanislaus Walleck, der wie viele andere schon vor uns in Schwirz eingetroffen war, übernahm erstmals Verantwortung. Er sorgte dafür, dass sofort Kartoffeln angepflanzt wurden und teilte Flächen dafür ein. Wir bekamen auch ein Stück.

Die Russen hatten ihre Kommandantur im Restgut Frauenholz. Alle arbeitsfähigen Deutschen wurden von ihnen zur Arbeit verpflichtet. Der Lohn war zwei Mahlzeiten Suppe plus Brot am Tag. Somit war das Verhungern kein Thema. Wir Kinder hatten unter den Russen nicht zu leiden, anders erging es den Frauen. Einige verstanden es sich zu wehren, wenn die Russen des nachts aufkreuzten. Sie und die Kinder schrien aus vollem Halse, oft half es.

Es kamen immer mehr Polen ins Dorf. Was die Russen nicht geklaut hatten, nahmen sich nun die Polen. Man konnte nichts dagegen tun. Kleidung war Mangelware, also wurden kurze Hand Säcke aufgeräufelt und daraus Sachen gestrickt. Am 14. Januar 1946 verstarb meine Oma. Im ehemaligen Sägewerk Hirsch (Mansik) wurde notdürftig ein Sarg zusammengenagelt. Die

Beerdigungszeremonie vollzog Hans Zimm, ein Altlutheraner Glaubensbruder.

Bevor die Russen die Kommandantur in Schwirz aufgaben, wurden die Viehbestände, die noch übrig waren, zusammengetrieben. Die Schweine wurden auf Lastwagen verladen, als Begleitung wurden etliche Frauen zwangsverpflichtet, auch unsere Mutter und Frau Viehweger. Sie waren wochenlang unterwegs. Mutter hat mit uns darüber nie gesprochen, somit weiß ich nach nicht, wohin die Tour ging. Das Gerücht ging um, die Schweine wurden nach Österreich gebracht. Dort waren die Russen auch als Besatzer. Die Kühe wurden als Herde weggetrieben. Da musste u.a. Frau Sobania und eine Tochter von Slabik mit.

Im Frühjahr 1946 mussten wir das Kellner-Haus verlassen. Wir wurden in Bankwitz im Schloss untergebracht. Die Familien Schweda und Vieweger wurden dort ebenfalls untergebracht. Frau Schweda hat sich um uns drei Kinder liebevoll gekümmert. In Bankwitz war eine polnische Milizstation, wir Deutschen wurden verpflichtet, weiße Armbinden zu tragen. Mit dem Abzug der Russen wurde es mit der Lebensmittelversorgung noch schlechter. Die Frauen mühten sich Nahrung ranzuschaffen. Im Oberschlesischen war nicht ganz so ein großes Chaos wie bei uns. Dort brachten sie den Leinsamen zur Ölmühle. Fett war in dieser Zeit überlebenswichtig. Es wurde bis nach Popilau gelaufen, um Sirup zu kochen.

Es kam der Herbst 1946, d.h. es kam der Befehl zur Ausreise. Wer nicht für Polen optierte musste gehen. Von uns optierte keiner; alle wollten das Elend und die ständigen Demütigungen hinter sich bringen. In Namslau wurden wir in Güterzüge verladen. Und ab ging es ins Ungewisse. Später erfuhr ich, der Zug vor

uns und der Zug nach uns gingen nach Westdeutschland, unser Zug endete in Belzig. Dort ging es ins Lager. Die dortigen Lebensbedingungen waren miserabel. Das Essen war zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel. Es war nicht nur das magere Essen, auch das Ungeziefer machte uns zu schaffen.

Von Belzig wurden wir verlegt in Holzbaracken nach Wiesenhein in Finsterwalde. Am 20. Dezember 1946 fuhren zwei Pferdegespanne vor. Drei Familien wurden von ihnen nach Hennersdorf (bei Finsterwalde) gebracht. Dort quartierte man uns im Haus des ehemaligen Ziegeleibesitzers ein. Jede Familie bekam ein Zimmer. Außer uns waren noch mehrere Familien untergekommen. Licht gab es nicht, aber einen kleinen Ofen. Ich erinnere mich an das Datum so genau, denn an diesem Tag wurde meine Schwester 12 Jahre alt. Meine Mutter fing in der Ziegelei zu arbeiten an. Wir Kinder mussten zur Schule. Langsam kehrte die Normalität in unser Leben ein. Die Ziegelei wurde abgerissen für die Bau der Neubauernhäuser.

Viel zu früh verstarb meine Mutter im Jahre 1953. Später heiratete ich meinen lieben Mann. Er ist auch ein vertriebener Schlesier, so hatten wir das gleiche Schicksal.

Das Tunzebettel

Da lag es unter dem Weihnachtsbaum – schon vor ein paar Jahren – schüchtern in einer Ecke, fast verborgen hinter den zahlreichen bundesrepublikanischen Wohlstandsgeschenken. Und schüchtern und

verborgen ist sein Dasein seitdem. Aber das ist ungerecht! Und deshalb will ich ihm die nötige Ehre antun und freimütig bekennen: Ohne Tunzebettel komme ich nicht mehr aus. Ich bin halt ein Schlesier und das Tunzebettel ist ein Stück schlesische Heimat.

Schlesischer Mohnkuchen, schlesische Wellwürste, schlesische Knoblauchwurst und die Kroatzbeere haben sich längst die westdeutschen Märkte erobert. Kein Treffen von Schlesiern vergeht, ohne dass diese Dinge reichlich angeboten, gelobt und sogar bedichtet werden. Selbst die weihnachtlichen schlesischen Mohnklöße oder der zum Maulsperrekriegen geeignete hohe Streußelkuchen haben siegreich ihren Weg nach dem Westen gefunden.

Aber das Tunzebettel? Von ihm hörte ich in westlichen Landen bisher nichts. Da gibt es zwar Nackenstützen und Schlummerrollen, aber ein Tunzebettel habe ich noch in keinem Schaufenster gesehen. Nach langem Suchen fand ich es schließlich in einem Geschäft für Babysachen – gut getarnt als Kinderkopfkissen. Inzwischen hat es sich jedoch ganz unverkennbar zu einem Tunzebettel gemausert: Weich, daunengefüllt prangt das kleine quadratische Ding mitten auf dem großen Kopfkissen meines Bettes. Als Beigabe zum Kopfkissen ist es eben ein Bettchen, oder auf schlesisch a Bettel.

Aber was tunzen ist, das verrät uns weder der Duden, noch irgendein Lexikon. Tunzen ist nicht gleichzusetzen mit Schlafen oder Schlummern. Das Tunzebettel ist eben kein einfaches Schlummerkissen. Tunzen das können eben nur wir Schlesier. Tunzen, das ist ….ach, wie soll ich das einem Nichtschlesier beschreiben? Es ist auch kein Dösen oder Schnarchen. Nein, Tunzen ist eben Tunzen!

Das Tunzebettel ist wohl das einzige Mittel, um einem Schläfer – einen Tunzer – aus Schlesien das echte heimatliche Wohlbefinden während seiner nächtlichen Ruhe zu vermitteln.

Wellwürste und Mohnkuchen könnte ich zur Not vielleicht noch verschmerzen. Und schlesisches Himmelreich mit Backobst und Klößen ist kaum so himmlisch wie mein Tunzebettel.

Seien Sie doch ehrlich, liebe Landsleute, Sie haben doch auch so ein Tunzebettel, nicht wahr?

aus: Namslauer Heimatruf Nr. 75/1976

Schlesische Maiandacht in Bonn – Mehlem

von Michael Rodewald
(Vater: Josef Rodewald, früher Wilkau)

Seit 20 Jahren hatte es in Bonn keine schlesische Maiandacht mehr gegeben. Diese auch kulturelle Lücke wurde am 25. Mai 2019 in der Pfarrkirche Sankt Severin geschlossen. Veranstalter war die Katholische Kirchengemeinde St. Martin und St. Severin in Bonn und die Landsmannschaft Schlesien, Nieder- und Oberschlesien e.V. in Bonn. Zelebriert wurde die Maiandacht durch Pfarrvikar Dr. Jozef Pieniazek.
Gesungen wurden Marienlieder wie „Maria, Maienkönigin …“, „Segne Du Maria …“, „Über die Berge schallt …“ oder auch die Grüssauer Marienrufe durch die Sopranistin Anja Fridolin.

Diese Marienlieder erinnerten mich an meine Kinder- und Jugendzeit in Hameln, Bistum Hildesheim. Der Bischof von Hildesheim war der Vertriebenenbischof. In unserem damaligen Gotteslob gab es eine Einlage: schlesische Marienlieder. Meine Erinnerungen wurden sofort wieder wach. Schade, dass dieses Stück Kirchen- und Kulturgut weitestgehend in Vergessenheit geraten ist.

Als neue Mitglieder begrüßen wir:

Herrn Dr. Peter Noch aus Namslau (Vater)

Frau Annemarie Scupin aus Deutsch Marchwitz

Besuch des Deutschlandtreffens der Schlesier in Hannover am 15. Juni 2019

von Walter Thomas

Anstelle von Herrn Werner Krawatzek hatte ich in diesem Jahr, ausgestattet von Herrn Krawatzek mit Unterlagen über Namslau und den Kreis, die Repräsentanz der Namslauer Heimatfreunde beim Deutschlandtreffen der Schlesier in Hannover übernommen. Zusammen mit Herrn Bursian und meinem Bruder fuhren wir am Samstag nach Hannover und kamen pünktlich zur Eröffnung dort an. Wir besetzten den Namslauer Tisch, legten die Unterlagen bereit und stellten das Namslauer Wappen auf. Zu unserem Bedauern blieb der große Ansturm aus. Lediglich zwei Heimatfreundinnen trugen sich in unsere Liste ein. Andere Landsleute kamen an unseren

Stand, um uns von ihren Schicksalen zu erzählen. Wir hörten geduldig zu, denn aus eigenem Erleben kennen wir die Tragödie der Flucht und Vertreibung nicht. Wir wechselten uns am Tisch ab, um soviel wie möglich von der Veranstaltung mitzubekommen.
Der Glatzer Stand des DFK war sehr gut besucht; sie sind noch sehr aktiv, denn sie haben einige Mitglieder, die aus Deutschland ins Glatzer Bergland gezogen sind. Am Waldenburger Tisch erfuhr ich viel über die Nachkriegszeiten in diesem Gebiet.
Am Nachmittag war das Offene Singen in der Niedersachsenhalle. Auf einer Leinwand wurden die Liedtexte der alten deutschen Volkslieder angezeigt. So konnten alle mitsingen. Die aktivsten Sänger waren die angereisten Gäste aus Oberschlesien. Sie wagten sich sogar auf die Bühne, um Solo zu singen.
Nach meinem Eindruck waren die Besucherzahlen erneut geringer als beim letzten Treffen.
Solange diese Veranstaltung durchgeführt wird, fahren wir hin, das haben wir uns fest vorgenommen.

Für den Inhalt verantwortlich:

Wolfgang Giernoth
Gebr.-Wright-Str. 12
53125 Bonn

Telefon: 0228/254556
E-Mail: wolfgang@giernoth.de

Auflage: 540

Redaktionsschluß: 20. August 2019

Zuschriften in allen Vereinsangelegenheiten bitte an

Namslauer Heimatfreunde e.V.
Gebr.-Wright-Str. 12
53125 Bonn

(Tel. 0228/254556 oder E-Mail: wolfgang@giernoth.de – Schriftführer W. Giernoth)

Der Jahresmitgliedsbeitrag beträgt z.Zt. mindestens 7,50 EURO.

Zahlungen an:

Namslauer Heimatfreunde e.V. in 53125 Bonn
IBAN und BIC bei Überweisungen:
Kreissparkasse Euskirchen =
IBAN: DE83 3825 0110 0002 6135 45; BIC: WELADED1EUS

Hinweis:
Die „Namslauer Heimatfreunde e.V." verfolgen ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Zwecke im Sinne des Abschnitts „steuerbegünstigte Zwecke" der Abgabenordnung. Wir sind wegen Förderung der Heimatpflege (§ 52 Abs. 2 Satz 1 Nr. 22 AO) nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamts Euskirchen - StNr. 209/5727/0450 - vom 22. Mai 2017 für den letzten Veranlagungszeitraum 2014 bis 2016 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 des Körperschaftsteuergesetzes von der Körperschaftsteuer und nach § 3 Nr. 6 des Gewerbesteuergesetzes von der Gewerbesteuer befreit.
Die Einhaltung der satzungsmäßigen Voraussetzungen nach den §§ 51, 59, 60 und 61 AO wurde vom Finanzamt Euskirchen – StNr. 209/5727/0450 – mit Bescheid vom 02. September 2014 nach § 60a AO gesondert festgestellt. Wir fördern nach unserer Satzung den gemeinnützigen Zweck „Förderung der Heimatpflege".